

Jahnow, der einzigen in der 1. Hälfte unseres Jahrhunderts im Fachgebiet Altes Testament auf protestantischer Seite wissenschaftlich tätigen Frau, deren Stimme im akademischen Bereich Beachtung fand, verpflichtet. Ein Abdruck ihres 1914 erschienenen Aufsatzes „Die Frau im Alten Testamente“ eröffnet die Reihe der Publikationen der Projektgruppe – im März 1944, also genau dreißig Jahre danach, beendete Hedwig Jahnow ihr Leben im Konzentrationslager Theresienstadt.

Das vorliegende Buch faßt die Ergebnisse des mehrjährigen Arbeitsprozesses zusammen. Dabei spiegeln die Aufsätze der einzelnen Autorinnen ein recht unterschiedliches Erkenntnisinteresse und unterschiedliche methodische Zugänge sowie Uneinheitlichkeit hinsichtlich des Adressatenkreises wider. Was sie dennoch als gemeinsamen Ausgangspunkt und als gemeinsame Zielvorstellungen benannt haben wollen, ist gleich zu Beginn in einem gemeinsam formulierten Beitrag zu lesen. Hier wird das – auf diesem Gebiet durchaus nicht selbstverständliche und wohltuend unpolemische – Bemühen spürbar, die selten mit den historisch-kritischen Methoden zu vereinbarende, feministische Perspektive auf Texte des Ersten Testaments auf eine klar reflektierte und differenziertere hermeneutisch-methodische Basis aufzubauen. Die Wahrnehmung und Benennung des jeweiligen Vorverständnisses erweist sich als unabdingbar, eine historische Rekonstruktion, die sich der gegenwärtigen Leserin wie dem spezifischen Kontext des Textes in gleicher Weise verpflichtet weiß, hat – in Anlehnung an die poststrukturalistischen Literaturtheorien – für die Interpretation des Ersten Testaments Modellcharakter.

Die eingangs vorgestellten Diskussionsergebnisse werden im Hauptteil des Buches in sieben Beiträgen erprobt. Der Buntheit der Themenstellungen entsprechen unterschiedliche Zugänge. So hat E. Seifert die Geschichte von Lot und seinen Töchtern unter dem Verdacht gelesen, „daß der Erzähler mit seinem Text männliche Sexualvorstellungen befriedigen und rechtfertigen will“ (S. 48) und mit aktuellen Forschungsergebnissen zum Thema Vater-Tochter-Inzest konfrontiert. U. Bail hingegen geht am Beispiel von Ps 55 der Frage nach, „ob die Sprachstruktur der Klagesalmen den spezifischen Gewalterfahrungen von Frauen Raum geben kann“ (S. 67). Ob das negative Bild von Jerusalem als Ehebrecherin in Ez 16, das sie als ausgeführte Metapher versteht, welche „eine Glaubensaussage über das Verhältnis Gottes zu den Menschen macht, in heutiger Zeit eine für Frauen befreende Aussage sein kann“ (S. 86) fragt Ch. Maier. Die allein negative Deutung des

Namens Ben-oni in Gen 35,18 wird ebenso hinterfragt wie die Bestimmung von Eva Gen 3,16. „Huren und Heiligen“ des Ersten Testaments ist ein sozialgeschichtlicher Beitrag gewidmet. Gottes Geist und Gottes Weisheit werden auf ihre Beziehungen hin untersucht.

Wer die mit zum Teil beträchtlichem Aufwand erstellten Aufsätze, denen jeweils ein eigenes Literaturverzeichnis beigegeben ist, gelesen hat, wird manche originelle Anregung mitnehmen. Sie/Er wird aber nicht umhin können, dort und das kritisch nachzustößen. Nicht alle Voraussetzungen erscheinen in ihrer Anwendung gerechtfertigt, Ergebnisse werden nicht selten mangelhaft ausgeführt und wirken so unausgereift. Eine leichte Enttäuschung macht sich breit nach dem vielversprechenden Vorspann dieses Buches, und auf die Frage nach dem Stellenwert feministisch orientierter Hermeneutik und Exegese im Rahmen des Methodenkanons des Ersten Testaments ist so leicht die Antwort nicht zu finden.

Linz

Borghild Baldauf

■ VÖGTLER ANTON, *Die „Gretchenfrage“ des Menschensohnpproblems. Bilanz und Perspektive* (QD 152), Freiburg 1994. (182). Kart.

Im Rückblick auf eine sein ganzes Forscherleben währende Beschäftigung mit dem Problem des Menschenohnes (= MS) hat A. Vögtle nochmals zum Thema Stellung bezogen. Die „Gretchenfrage“ an jede Hypothese stellt für ihn nach wie vor das Logion Lk 12,8f, in dem formal zwischen Jesus und dem MS unterschieden wird. Vor diesem Text muß sich jeder Lösungsvorschlag auf seine Tragfähigkeit hin bewähren (S. 9–13). In Auseinandersetzung mit P. Hoffmann verteidigt Vöggle zunächst die ursprüngliche Form von Lk 12,8f als MS-Wort, das erst nachträglich zu einem Ich-Wort (Mt 10,32f) umgeformt wurde (S. 14–21). Danach diskutiert der Autor das Logion im Zusammenhang mit Hypothesen, die ein Reden Jesu vom MS als historisch beurteilen, ihn jedoch mit guten Argumenten alle nicht zu überzeugen vermögen (S. 22–81). Eine Selbstbezeichnung nämlich setzt für den historischen Jesus die beinahe pathologische Vorstellung voraus, er hätte sich mit der gottähnlichen, jedenfalls himmlisch-transzendenten Gestalt von Dan 7 oder des Henochbuches identifiziert. Die Ankündigung einer dritten, zwischen ihm und Gott tretenden Größe, die über Heil oder Verwerfung entscheidet, ist hingegen mit Jesu Basileia-Botschaft nicht in Einklang zu bringen, die übri- dies stets Gott als Richter nennt.

Solchen Einwänden begegnet der Versuch, einen bloß idiomatischen Sprachgebrauch anzuneh-

men, der neben anderen Problemen jedoch am sprachlichen Befund scheitert. Aramäisches „bar enascha“ als umschreibende Redeweise für „ich“ beziehungsweise „er“ ist zwar zeitgenössisch nachweisbar, nicht aber in einem exklusiven, das heißt andere ausschließenden Sinn. Auch hätte die nachösterliche Entwicklung nur sehr bedingt ihren Anknüpfungspunkt beim historischen Jesus genommen. Die Hypothesen einer erst nachösterlichen Verwendung der MS-Bezeichnung (S. 82–144), in die sich auch Vögts Vorschlag einreihen, müssen einerseits das Aufkommen dieser Vorstellung und ihre beinahe exklusive Verwendung in den Evangelien ohne Anhalt beim historischen Jesus plausibel machen, andererseits ein ältestes MS-Wort eruieren, von dem sich die weitere Verbreitung der Titulatur erklären lässt. N. Perrins Vorschlag einer Pescher-Exegese, die Jesu Auferstehung in Kombination von Ps 110,1 (Sitzen zur Rechten Gottes) und Dan 7,13 (Aufstieg in den Himmel) zu formulieren suchte und in Mk 14,62 (vgl. auch Apg 7,56) noch zu erkennen sei, hat unter anderem die unterschiedliche Reihenfolge der Elemente in der Markusstelle gegen sich. Demgegenüber gehen sowohl P. Hoffmann als auch A. Vögtle von der sehr frühen Hoffnung der Urkirche auf die Parusie des Erhöhten aus, die der alte Maranatha-Ruf 1 Kor 16,22 bezeugt. Diese Erwartung hat nach Hoffmann in Anschluß an Dan 7 zum Aufgreifen der MS-Terminologie geführt und in Mk 13,26 als ältestem Logion ihren Niederschlag gefunden. Vögtle hingegen erkennt im MS des Henochbuches den religionsgeschichtlichen Hintergrund des Redens vom MS, weil dieser dort im Gegensatz zum Danielbuch auch die Gerichtsfunktion innehaltet, und ortet Lk 17,24 als ältesten Beleg für die urchristliche Rezeption des MS. Das Logion drückt die Hoffnung aus, daß der im Himmel jetzt noch verborgene Erlöser schon bald für alle Welt sichtbar in Erscheinung treten wird. Im Anschluß überprüft der Autor andere Parusieworte als mögliche Primärtradition, wobei aber auch Lk 12,8f nicht bestehen kann, sowie Gegenwarts- und Leidensweissagungen, die den MS-Titel verwenden (S. 145–175). Mit einem Ausblick auf die weitere Diskussion schließt das Buch (S. 176–179).

Vögtes Studie bietet eine umfassende Aufarbeitung des gegenwärtigen Diskussionsstandes, die von bewundernswerter Kenntnis sämtlicher Hypothesen zum Thema gekennzeichnet ist und den interessierten Leser in die gesamte Problematik bestens einführt. Der Autor besticht in zahlreichen Einzelanalysen durch brillante Beobachtungen und vermag insgesamt für seine Grundthese, nämlich eine erst nachösterliche

Rezeption der MS-Erwartung, ein überzeugendes Fundament zu liefern. Diese „Summa“ zum MS-Problem wird keine künftige Beschäftigung mit dem Thema ignorieren können.

Die Anfrage sei dem Rezessenten dennoch gestattet, ob nicht doch dem Vorschlag von P. Hoffmann, Mk 13,26 biete das älteste MS-Logion, der Vorzug zu geben ist. Zunächst kann Hoffmann auf die Hypothese der vor- oder frühchristlichen Existenz von 1 Hen verzichten, die zwar in letzter Zeit von Henochforschern (Black, Uhlig) wahrscheinlicher gemacht werden konnte, im Verhältnis zum gesicherten Text von Dan 7, auf den sich Hoffmann bezieht, aber doch eine Hypothek darstellt, die Vögtle selbst eine „umstrittene Voraussetzung“ nennt (S. 122). Entscheidend sind jedoch seine Einwände gegen Mk 13,26 selbst, die zum Teil nicht stichhaltig sind. So deutet die singuläre Formulierung *ἐν φέλος* auf alte, vormarkinische Tradition, deren Präposition man kaum erst zugunsten des späteren, frei formulierten Zusatzes *μετὰ δύναμεως πολλῆς καὶ δόξης* umgestaltet hat, wie Vögtle meint (S. 113). Auch stellt ein traditionsgeschichtlich sehr frühes Anknüpfen an Dan 7, das die Richtung des Kommens des MS umdrehen mußte, keinen größeren „Gewaltakt“ dar als dies einer gewesen wäre, hätte man die MS-Erwartung primär über 1 Hen rezipiert, der auch kein Kommen vom Himmel her kennt, und erst eine Entwicklungsstufe später, zum Beispiel Mk 14,62, dasselbe getan. Mit der im Maranatha-Ruf ausgedrückten Hoffnung als Vorgabe hätte man dieses neue Verständnis in der Urkirche wohl zu keiner Zeit als „Gewaltakt“ empfunden (S. 113f).

Wien

Martin Stowasser

BIOGRAPHIEN

■ HOFFMANN-HERREROS JOHANN, *Dag Hammarskjöld. Politiker – Schriftsteller – Christ.* (Topos-Taschenbücher 209). Grünwald, Mainz. (108).

Die Politik braucht welttückige, nicht weltflüchtige Persönlichkeiten; auch an der vordersten Front.

Der UN-Generalsekretär (in der Zeit von 1953–1961) Dag Hammarskjöld hat seine gläubige Überzeugung nicht augenfällig demonstriert. Die ihn kannten, wußten (oder ahnten) aber auch schon zeit seines Lebens, wie sehr er ein „spirituell Geprägter“ war, ja ein Betender. Nach seinem Tod wurden die „Zeichen am Weg“